

# Neues auf dem Markt der Bücher

*Thymian Bussemer:*

## **Propaganda. Konzepte und Theorien.**

**Mit einem Vorwort von Peter Glotz,  
Wiesbaden 2005,  
ISBN 3-8100-4201-3**

Als 1950 ein Stuttgarter Verlag den in den USA bereits Ende der zwanziger Jahre erschienenen Bestseller des Werbefachmanns Claude C. Hopkins unter dem Titel: „Propaganda. Meine Lebensarbeit. Die Erfahrungen aus 37-jähriger Anzeigen-Arbeit im Werte von vollen 100.000.000 Dollar für amerikanische Groß-Inserenten“ in einer deutschen Übersetzung herausbrachte, fühlte sich der Verlag veranlasst, dem Buch ein Glossar beizugeben, worin umständlich erklärt wurde, dass Hopkins mit Propaganda natürlich nicht das meine, was man im deutschen Sprachraum darunter verstehe, sondern ausschließlich Tätigkeiten im Bereich der Wirtschaftswerbung und des Marketings. Säuberlich wurde in diesem Beiblatt alles, was nach „Propaganda“ schmeckte, übersetzt und in die nun angesagte, anscheinend unverdächtige weil als ideologiefrei gehandelte Werbesprache übersetzt.

Der Fall lässt tief blicken, auch wenn die Beflissenheit des Verlags, der Not der

Umstände gehorchend, Begriffsklärungsarbeit zu leisten, so kurz nach Joseph Goebbels besonders verständlich anmutet. Der Fall offenbart aber auch eine exemplarische, bis heute höchst aktuelle Seite, nicht zuletzt, seit die Kommunikationspolitik der US-Administration im Irak-Konflikt Züge offenbart hat, die an Stilfiguren abgelebter Propagandaepochen nur allzu deutlich erinnern, angefangen vom aus NS-Zeiten sattsam bekannten Frontberichterstatter (wiederauferstanden als „embedded journalist“) oder die präjudizierende Zeichnung von „Gut“ und „Böse“ in den veröffentlichten Presse- und Bildberichten. Der Fall Irak zeigt, dass allein mit der Nennung des Wortes „Propaganda“ automatisch und nach wie vor ein Definitionsdilemma im Raum steht, das gewaltige Bereiche geisteswissenschaftlicher Forschungen betrifft und letztendlich in ihren Erkenntnisbestrebungen nachhaltig belastet – angefangen von der Politikwissenschaft über die Kommunikationssoziologie, die Gesellschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte, die Alltagsästhetik und Ikonographie, die Ideengeschichte, die Philosophie, ja am Ende gar die Theologie.

Um es uneingeschränkt und in aller Deutlichkeit zu sagen: Thymian Bussemer hat mit seinem Buch „Propaganda. Konzepte und Theorien“ jetzt eine für fast alle der genannten Wissenschaftsdisziplinen wertvolle Grundlagenunter-

suchung abgeliefert. Sie wird für lange Jahre Maßstab und Nachschlagewerk bleiben, wo immer es um die Aufarbeitung und Bewertung politisch motivierter Massenbeeinflussung geht. Für die weitere Forschung steht mit dieser Arbeit erstmals eine lange entbehrete systematische Darstellung propagandistischer Theorien in Hinblick auf deren Abhängigkeit bzw. Einfluss auf gesellschafts-ideologische Konzepte als auch auf die damit einhergehende Fortentwicklung der Massenkommunikationstechnologie selbst zur Verfügung.

Generell ist Propaganda für Bussemer ein „Diskurssystem im 20. Jahrhundert“ (S. 11 ff.), das sich durch fünf „Verwendungen in unterschiedlichen Theoriekonzepten (S. 32ff.) beschreiben lässt. Nach ihm könne ein „polemisches Verständnis von Propaganda“ unterschieden werden von einem „kurzfristig-taktischen“ und einem „Kampagnenverständnis“; ebenso könne Propaganda als „primäre Integrationsagentur der Gesellschaft“ sowie als „Normalmodus gesellschaftlicher Kommunikation“ aufgefasst werden und dementsprechend fungieren.

Im Folgenden gliedert Bussemer seine Arbeit in drei historisch strukturierte Hauptkapitel, die zugleich den Weg der Propagandakonzepte durch das 20. Jahrhundert weisen. Die erste Phase, die mit dem Zusammenbruch des NS-Sys-

tems endet, begreift Bussemer unter dem Massenparadigma. Es bestimmte vor allem die Propagandapraxis totalitärer Systeme und beinhaltete immer auch einen Reflex auf das vorherrschende Menschenbild, nach dem „die Masse“ der Menschen letztlich ein durch die subtilen Strategien einer Machtelite steuerbares Etwas sei. Theoretiker wie Johann Plenge oder Hans Domizlaff, deren exemplarische Aussagen Bussemer unter der Überschrift „Frühe deutsche Theoretisierungen“ rekapituliert, legten in den zwanziger und dreißiger Jahren die theoretischen Grundlagen dieses Massenparadigmas. Mit dem Aufkommen der empirischen Sozialforschung Ende der dreißiger Jahre in den USA (Lazarsfeld, Lasswell u.a.) neigte sich die erste Phase ihrem Ende zu. Ihre politische Relevanz zeigte sich aber erst nach der Beendigung des Zweiten Weltkriegs, die Bussemer als „die empirische Wende“ benennt und charakterisiert. Propaganda bekommt nun einen anderen Stellenwert und ist fortan ein Instrument der Sozialtechnik. Die dritte, letzte und bis heute andauernde Phase von Propaganda definiert Bussemer als „pluralistisch“; in ihr werde der Begriff zu einem integralen Bestandteil der Moderne.

Am Ende seiner Untersuchung stellt Thymian Bussemer Fragen nach dem Verhältnis von Propaganda und Demokratie sowie zur Aktualität dieses Kom-

munikationsdiskurses in komplexen und offenen Gesellschaften schlechthin: „Hat Propaganda ausgedient?“ Seine Zukunftseinschätzung fällt unter dem Strich positiv aus: „Propaganda als Kommunikationstyp stellt in Demokratien nach wie vor eine latente Bedrohung der freien Willensbildung dar, doch bislang hat die demokratische Öffentlichkeit auf lange Sicht stets über die Macht der Propaganda triumphiert.“ (S. 413)

So verdienstvoll Ansatz und Durchführung der Bussemerschen Arbeit auch sind – der von ihr ausgehende Zugewinn an Klarheit und Ordnung für zahllose kommende Arbeiten und Fallstudien kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden –, es stellen sich doch einige Fragen, die nicht zuletzt dem verzwickten Thema Propaganda selbst geschuldet sind.

1.) Es ist sicherlich eine Kardinal-Frage, ob man, wenn der Propaganda-Begriff so diskursiv diskutiert wird wie dies im vorliegenden Fall geschieht, die mit ihm einhergehenden belastenden Konnotationen in den Titel des Buches aufgenommen werden können oder müssen. Bussemer hat sich dafür entschieden und damit dem Propagandabegriff selbst kategoriale Weihen erteilt. Andere haben – eben aus dem Wissen um die Fragwürdigkeit des Begriffs – von dessen Verwendung in dieser Form bewusst abgesehen. Für die Forschung ist der

Umstand, dass viele Bücher, die von Propaganda (bzw. PR) handeln, den Begriff bewusst nicht im Titel tragen, sicherlich ein Wahrnehmungsproblem. Stefan Stosch etwa hat sich in seinem sehr aufschlussreichen Buch über die Propagandaorganisation des Hans Edgar Jahn „Die Adenauer-Legion. Geheimauftrag Wiederbewaffnung“ von 1994 dagegen entschieden. Auch Volker Ilgen und ich haben uns in unserer Untersuchungen über die Beeinflussungsaktivitäten der Unternehmerorganisation „Die Waage“ in den fünfziger und sechziger Jahren darauf geeinigt, das präjudizierende Wort Propaganda zu meiden und das Buch schlicht (und neutral) mit „Werbung für die soziale Marktwirtschaft“ überschrieben – obwohl es von der Sache her um nichts anderes als PR- bzw. Propagandaaktivitäten – deren Unterschied zudem in einem längeren Kapitel diskutiert wird – ging. Ähnliches gilt für eine Untersuchung wie Peer Heinelts „PR-Päpste“ und viele andere mehr. Die Folge für einen Propagandadiskurs wie den von Bussemer vorgelegten ist, dass solche Untersuchungen immer wieder einmal aus dem Fokus fallen – was eigentlich nicht sein dürfte.

2.) Von der Sache her bedient sich die Beeinflussung-Technik Propaganda keiner anderen Kommunikations-Theorien und –Strategien als die Werbewissenschaft auch. Konsequenterweise gehören eigentlich auch deren Konzepte wie

beispielsweise das Gesamtwerk des Werbefachmanns Johannes Weidenmüller (1881-1936) zum Propagandadiskurs. Auch hier verhindert der kategoriale Gebrauch des Propaganda-Begriffs offenbar die Rezeption wichtiger Theoriebausteine. Dies ist umso verwunderlicher, da seit jeher die Praxis der Wirtschaftswerbung selbst jenseits dieser theoretischen Differenzierungen arbeitet. Zwangsläufig machen Werbefachleute immer wieder einmal Propaganda (resp. das, was gemeinhin als PR bezeichnet wird): es müssen nur die Zeiten schlechter werden. Schon die Ankündigung einer Mobilmachung reicht aus, um Heerscharen von ihnen von einer auf die andere Minute zu Propagandaspezialisten zu befördern. Julius Pinschewer etwa, der Erfinder des deutschen Werbefilms, wurde so vom Werber für Maggi und Autoreifen zum Propagandisten für Kriegsanleihen. In diesem Punkt bedarf die Bussemersche Untersuchung einer Ergänzung durch den werbewissenschaftlichen Diskurs, wie ihn etwa Claudia Regnery über dessen Entwicklung zwischen 1900 und 1945 unlängst vorgelegt hat.

Natürlich hätte Thymian Bussemer selbst auf diesen Gedanken auch kommen können. Schließlich haben mit Johann Plenge und Hans Domizlaff zwei seiner Propaganda-Protagonisten auch in der Wirtschaftswerbung deutliche Spuren hinterlassen: Plenge durch seine werbe-

technische Beratung der Roseliusschen Kaffeemarke HAG und Domizlaff als der Erfinder und Betreuer Reemtsmascher Zigarettensorten.

Aber vielleicht erscheint die (Wieder-) Zusammenführung von Werbe- und Propagandatheorie im Augenblick noch etwas viel verlangt. Noch immer scheinen wir also auf Beipackzettel wie den eingangs zitierten angewiesen zu sein. Plenge selbst war da schon wesentlich weiter. Er hat Propaganda als System unmittelbarer Lebensäußerungen zu fassen und zu definieren versucht, ganz im Sinne eines Watzlawikschen „Man kann nicht nicht kommunizieren.“

**Dirk Schindelbeck**

Sabine & Tim Rohrmann /  
Ernst Reinhardt:

## **Hochbegabte Kinder und Jugendliche – Diagnostik, Förderung, Beratung.**

**München 2005, ISBN 3-497-01788-8**

Die beiden bekannten Autoren wollen das aktuelle und viel diskutierte Thema „Hochbegabung“ entdramatisieren und neue Perspektiven für den Umgang mit der Unterschiedlichkeit in der Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen akzentuieren. Zur Entdramatisierung gehört die Unterscheidung zwischen Normalität und Exzentrizität, zwischen Mythos und Realität, zwischen Begabung und Intelligenz, zwischen Auffälligkeit und Störung, zwischen Faktizität und Etikettierung, zwischen Gesundheit und Pathologisierung.

Zu dieser Entdramatisierung des Themas „Hochbegabung“ gehört zudem die folgende mehrfach wiederholte Feststellung: „Wir sind der Ansicht, dass eine Förderung von begabten Kindern und Jugendlichen kein Spezialprogramm für eine kleine, ‚sonderbare‘ Minderheit sein sollte, sondern eine Chance und Herausforderung für das gesamte Bildungssystem ist.“ Dieses Ziel kann allerdings nur erreicht werden, wenn die Lehrerinnen und Lehrer sich intensiv mit den „Hochbegabten“ beschäftigen, die

Lehrerbildung entsprechend gestaltet wird und die Lehrerfortbildung neue Akzente erhält. Durch ihre langjährige Beratungstätigkeit verfügen die beiden Autoren über viele Beispiele aus der Praxis. Die Leserinnen und Leser erhalten interessante Anregungen und Impulse zum Nachdenken durch viele Fallbeispiele, die deutlich machen, wie wichtig die Entdramatisierung der Diskussion über „Hochbegabte“ ist.

In Verbindung mit einer zusammenfassenden Würdigung des Werkes kann nur exemplarisch auf einige Feststellungen des Verfassersteams eingegangen werden. Vollständigkeit und Systematik können somit nicht erreicht werden. Interessant ist die „kleine Typenlehre“ als Versuch einer Annäherung an die Vielfalt der Persönlichkeiten. Die folgende Aufzählung ist nicht komplett: „Der kleine Professor“ – „Der Perfektionist“ – „Der Streber“ – „Der allseits Beliebte“ – „Der nervige Chaot“ – „Der Eigenbrötler“ – „Der wilde Rebell“ – „Das fleißige Lieschen“ – „Der Außergewöhnliche“. Zu jedem „Typ“ wird eine kurze Charakterisierung der Persönlichkeit gegeben. Die Fallbeispiele tragen darüber hinaus zur Konkretisierung der „kleinen Typenlehre“ bei. Entscheidend ist, dass auf die Zusammenhänge und Wechselbeziehungen zwischen Intelligenz, Begabung und Leistung geachtet wird. Insgesamt werden in einem Schaubild mehr als zwanzig „Intelligenzen“ erwähnt. In diesem Kontext wird auch die oft zitierte

„Multiple Intelligenztheorie“ von Howard Gardner angeführt. Zur Erhellung der Beziehungen zwischen Intelligenz und Begabung haben u.a. auch neuere Forschungsergebnisse der Hirnforschung beigetragen (vgl. etwa Manfred Spitzer, Ronald Kotulak, John T. Bruer). Diese Berichte werden hier allerdings ausgeklammert.

Für Lehrerinnen und Lehrer ist die folgende Feststellung der beiden Autoren besonders informativ und wichtig: „Die Schlussfolgerung lautet, dass eine noch so hohe Begabung systematisches Lernen und Üben nicht überflüssig macht“. Diese Schlussfolgerung ist vor allem beim Umgang mit Hochbegabten wichtig, die der Meinung sind, für sie sei systematisches Lernen, intensives Üben (z.B. beim Klavierspielen) und konsequentes Wiederholen nicht erforderlich, ja sogar überflüssig. Mit dieser Einstellung werden sie trotz Hochbegabung nie zu Höchstleistungen gelangen. Theodor Fontane stellte kurz und prägnant fest:

„Gaben, wer hätte sie nicht?  
Talente - Spielzeug für Kinder.  
Erst der Ernst macht den Mann (die Frau),  
erst der Fleiß das Genie.“

Wichtig ist, dass man sich intensiv mit „Hochbegabten“ beschäftigt, man sollte sie aber nicht zur „Problemgruppe“ stempeln. „Hochbegabte“ haben mit „Normalen“ viel gemeinsam!

Schulpädagogisch und persönlichkeitspsychologisch sind die Ausführungen zu den falschen „Etikettierungen“ von großer Bedeutung. Kinder und Jugendliche werden immer wieder fälschlich als besonders befähigt oder „hochbegabt“ etikettiert, ohne es wirklich „faktisch“ zu sein. Solche „Etikettierungen“ können zu sehr problematischen Schulkarrieren führen und negative Konsequenzen für die Persönlichkeitsentwicklung haben. Wenn die Kinder den hohen Erwartungen in Verbindung mit dem „Etikett Hochbegabung“ nicht entsprechen, machen die Eltern nicht selten die Lehrerinnen und Lehrer für das Scheitern verantwortlich. Besonders problematisch ist es, wenn die fälschliche Zuschreibung einer „Hochbegabung“ zu überhöhten (und nicht erfüllbaren) Erwartungen von Eltern an ihre Kinder führt. Sehr intensiv mit den Auswirkungen einer „Etikettierung“ als „hochbegabt“ hat sich die Forschungsgruppe um Cornell (1989) beschäftigt.

Fallbeispiele weisen nachdrücklich auf die erschütternden Konsequenzen einer solchen „Etikettierung“ hin. Es gibt verschiedene Gründe, die zu der fälschlichen „Etikettierung – hochbegabt“ führen können. Die Autoren nennen u.a. eine „unseriöse psychologische Diagnostik“. Darüber hinaus gibt es „Beratungsstellen zur Feststellung von Hochbegabung“, die mit der Diagnose „hochbegabt“ sehr großzügig umgehen

und die Konsequenzen einer Fehldiagnose nicht reflektieren. Es gibt auch Jugendliche, die das Etikett „Hochbegabung“ als sehr angenehme Erklärung empfinden. Ihrer Meinung nach sind „Hochbegabte“ geistige und intellektuelle „Überflieger“, die sich nicht anstrengen müssen. Sie vermeiden Leistungsanforderungen und sind nicht bereit, Verantwortung für das eigene Lernen und Leisten zu übernehmen. Wenn sie scheitern, machen sie die Schule, den Unterricht und die Lehrer verantwortlich. Die Einzelfallbeispiele belegen die weittragenden Folgen für die Lernbiographie der fälschlich als „hochbegabt etikettierten“ Jugendlichen.

Abschließend sollen noch einige Fördermaßnahmen erwähnt werden, die sich aus der Diagnostik, den Entwicklungsproblemen und den Beratungstätigkeiten ergeben.

Bildung wird als „Selbstbildung“ deklariert. Dieser Bildungsbegriff hat eine lange Tradition und steht in enger Beziehung zur geisteswissenschaftlichen Pädagogik. Zu nennen sind Wilhelm von Humboldt (Individualität, Totalität und Universalität) und Eduard Spranger (jede Bildung ist letztlich „Selbstbildung“). Die Autoren stellen das „selbstgesteuerte und selbstinduzierte Lernen“ in den Mittelpunkt des Lernens und Lehrens. An dieser Stelle sollte eine Auseinandersetzung mit dem „radikalen Konstruktivismus“ erfolgen, welcher das

theoretische Fundament des selbstgesteuerten Lernens bildet. Lehrerinnen und Lehrer sollen in Verbindung mit diesem Lernkonzept vor allem „Lernbegleiter und Mentoren“ sein, statt Wissensvermittler und Impulsgeber! Inzwischen ist bekannt, dass das Lernkonzept, welches sich aus dem „radikalen Konstruktivismus“ ableiten lässt, nur begrenzte Anwendungsmöglichkeiten hat. Diese Abgrenzung fehlt in Verbindung mit Vorschlägen zur Begabtenförderung. Wichtig ist nach S. und T. Rohrmanns Meinung die Beantwortung der Frage: „Was brauchen begabte Kinder und Jugendliche in der Schule, um Spaß am Lernen zu behalten, sich persönlich weiterzuentwickeln und ihr volles Potenzial zu entfalten?“ Eine Antwort liefert das Projekt „Treibhäuser der Zukunft“ (R. Kahl, 2004). Es geht um die neue Lernkultur in der Schule. Die Autoren plädieren für eine „integrative Begabtenförderung an jeder Schule“ und zitieren sieben „Kriterien lernförderlicher Situationen“. Viele Impulse und Anregungen enthalten darüber hinaus die „Zwölf Unterrichtsmethoden“ (hrsg. von J. Wiechmann, 1999) zur Gestaltung einer vielfältigen und abwechslungsreichen Unterrichtspraxis. Vielfältige, abwechslungsreiche und kreative Unterrichtsmethoden sind also für die Förderung der „Hochbegabten“ entscheidend und wichtig.

**Gottfried Kleinschmidt**

*Dieter Sturma (Hg.):*

## **Philosophie und Neurowissenschaften.**

**ST Wissenschaft Nr. 1770,  
Frankfurt 2006, ISBN 3-518-29370-2**

Ein Neurowissenschaftler, eine Philosophin und neun Philosophen haben sich in diesem Sammelband mit dem aktuellen Thema „Philosophie und Neurowissenschaften“ beschäftigt. Bereits 1999/2000 zollte die Göttinger Universität mit ihrer großen mathematisch-naturwissenschaftlichen Tradition dem Thema „Das Gehirn und sein Geist“ durch eine Ringvorlesung einen beachtlichen Tribut. Hingegen titulierte die Marburger Universität mit ihrer hervorragenden geisteswissenschaftlichen und philosophischen Tradition die einschlägige Ringvorlesung „Geist und Gehirn“ (2002). Eine renommierte Zeitschrift, in welcher das Thema fächerübergreifend diskutiert wird, heißt „Gehirn und Geist“. Bereits 1997 veröffentlichte die DVA (Stuttgart/München) einen Sammelband mit dem Titel „Der Mensch zwischen Geist und Materie“. In den aufeinander bezogenen Beiträgen haben sich Künstler, Sprach- und Naturwissenschaftler, Mediziner, Soziologen, Philosophen und Psychologen gemeinsam Gedanken über die Wechselbeziehungen und „die Geheimnisse“ (Rätsel)

zwischen Geist und Materie, zwischen Leib und Seele, zwischen Gehirn und Geist, gemacht. Entstanden ist ein facettenreiches und teils widersprüchliches Bild einer „kulturphilosophischen Anthropologie“.

Die zusammenfassende Würdigung der zehn Beiträge zu dem komplexen Thema „Philosophie und Neurowissenschaften“ kann hier nur punktuell und exemplarisch erfolgen. Behaupten seriöse Neurowissenschaftler tatsächlich eine abschließende Antwort auf Immanuel Kants vierte Frage: „Was ist der Mensch?“ geben zu können? Welche Zusammenhänge bestehen zwischen Lebenswelt und Hirnforschung? Gibt es Beziehungen zwischen den Neurowissenschaften, der philosophischen Anthropologie und der Philosophie der Person? Kultivieren heute einige Neurowissenschaftler gewisse „Neuromythologien“, die zu vorschnellen Generalisierungen und Verabsolutierungen führen? Welchen Standpunkt nimmt die Philosophie als Reflexionswissenschaft zur Hirnforschung als Naturwissenschaft ein? Welche Bedeutung hat der komplexe „Emergenzbegriff“ für die neuere Philosophie des Geistes? Welche Schlussfolgerungen ergeben sich für die „lebensweltlichen Vorstellungen von Willensfreiheit, Erziehung und Verantwortung“ aus gewissen Ergebnissen der Neurowissenschaften (insbesondere Experimente von Benjamin Libet)? Welche Konflikt-

zonen gibt es zwischen der „Erfahrung der Handlungsurheberschaft und den Erkenntnissen der Neurowissenschaften“? In mehreren Beiträgen werden die kontrovers diskutierten Experimente B. Libets apostrophiert. Er hat in dem Werk „Mind Time - Wie das Gehirn Bewusstsein produziert“ (Frankfurt 2005, vgl. Rezension G. Kleinschmidt in: FORUM Schulstiftung Nr. 43, Nov. 2005) seine zentrale Theorie des „Bewussten Mentalen Feldes“ (BMF) erläutert. Das BMF ist der wichtige Vermittler zwischen den physischen Aktivitäten der Nervenzellen und dem Auftauchen von subjektivem Erleben. Die BMF-Theorie Libets ist zugleich eine Ausweitung der Theorie des Mentalen, die der bekannte Nobelpreisträger Roger Sperry vorgeschlagen hat. Das BMF ist eine „emergente Eigenschaft eines geeigneten Systems neuronaler Aktivitäten“. Diese Emergenz von bewusster subjektiver Erfahrung aus der Aktivität von Nervenzellen ist für Neurowissenschaftler „immer noch ein Geheimnis“. B. Libet hat einen Versuchsplan zur Prüfung seiner BMF-Theorie ausgearbeitet. Dieser könnte von seinen jüngeren Kollegen durchgeführt werden, da er 2006 neunzig Jahre alt wird. Die experimentellen Ergebnisse zur Überprüfung der BMF-Theorie sollen eine empirische Grundlage für eine neuronale Feldtheorie zur Bestimmung des subjektiven Erlebens und für das Eingreifen des Geistes in neuronale Funktionen bieten. Die BMF-Theorie enthält einige

interessante philosophische Fragen. Außerdem könnte es für einen Philosophen eine Herausforderung sein, die Hypothesen, Modellvorstellungen und Konzepte zu überprüfen, die mit dem Versuchsplan Libets zusammenhängen.

Weitere Impulse für philosophische Reflexionen von dem „imaginären Dialog zwischen René Descartes und Benjamin Libet“ ausgehen, den beide über die „Körper-Geist-Beziehung“ führen. In diesem imaginären Dialog weist Libet nochmals auf wichtige Befunde seiner empirischen Untersuchungen am menschlichen Gehirn hin: „Wir stellten fest, dass das Gehirn eine Willenshandlung etwa 400 ms (1 ms = 1 Millisekunde) bevor die Person sich ihrer Absicht oder ihres Wunsches zu handeln bewusst wird, einzuleiten oder vorzubereiten beginnt. Das bedeutet, dass der bewusste freie Wille den Willensprozess nicht leitet; das Gehirn leitet den Prozess unbewusst ein“. Dieses Untersuchungsergebnis ist für Benjamin Libets Diskussion über den „freien Willen“, über „das Selbst“ und über „die Ethik“ (Selbstverantwortung des Menschen) von zentraler Bedeutung. In dem imaginären „Descartes-Libet-Dialog“ führt er weiter aus: „Wir können mit Sicherheit wissen, wessen wir uns bewusst sind... Wir können das Auftreten einer Willenshandlung steuern und wir können auch steuern, was wir tun wollen und wann wir es tun wollen. DAS IST EIN STARKES ARGU-

MENT FÜR WIRKLICHE WILLENSFREIHEIT“. Libet wendet sich entschieden gegen den Determinismus, wenn sich dieser auf die bewusste geistige Sphäre bezieht. Der „Descartes-Libet-Dialog“ regt nicht nur Philosophen, sondern auch Juristen, Ärzte, Psychologen und Lehrer zum Nachdenken an.

**Gottfried Kleinschmidt**

*Francois Ansermet / Pierre Magistretti :*

## **Die Individualität des Gehirns – Neurobiologie und Psychoanalyse.**

**Aus dem Französischen  
von Jürgen Schröder,  
Frankfurt 2005, ISBN 3-518-58441-3**

Die beiden prominenten Autoren berufen sich an mehreren Stellen ihres neuen Werkes auf die Arbeiten des Nobelpreisträgers Eric Kandel (Nobelpreis für Medizin 2000), der die wichtigen Mechanismen der „Plastizität“ in der modernen Neurobiologie untersucht hat. Die Plastizität ist eigentlich der Mechanismus, durch den jedes Subjekt und jedes Gehirn zu etwas „Einzigartigem“ werden muss. Durch die Mechanismen der neuronalen Plastizität werden Spuren aufgezeichnet, assoziieren sich, verschwinden, verändern sich im Laufe des Lebens. Diese Spuren, die in das System der Synapsen eingepägt werden, bestimmen zugleich die Beziehungen des Subjekts zur Außenwelt. „Sie haben also eine Wirkung auf sein Schicksal“. Ein entscheidendes Argument ist, dass die Bildung der unbewussten inneren Wirklichkeit, die auf die Mechanismen der neuronalen Plastizität zurückzuführen sind, nicht nur ein psychisches Phänomen ist, sondern ebenso den Körper betrifft. Es geht um die Tatsache der neuronalen Plastizität. Diese beruht auf

der Konvergenz zwischen psychischer Spur und synaptischer Spur an der Schnittstelle zwischen dem Subjekt und dem Organismus und ist grundlegend für die Einzigartigkeit der Individualität. Darüber hinaus schlagen die Autoren Hypothesen für ein Modell des Unbewussten vor, das die neuesten Befunde der Neurobiologie mit den grundlegenden Prinzipien der Psychoanalyse (S. Freud) verbindet.

Das Gehirn ist ein äußerst dynamisches Organ, das in ständiger Beziehung zur Umgebung steht und ebenso zu den psychischen Tatsachen oder Akten des Subjekts. Die neuronale Plastizität des Gehirns erweitert und begründet eine neue Problemsicht. Die Plastizität verbindet somit auch das Genom und die Umgebung auf derselben logischen Ebene. Die Plastizität räumt dem „Unvorhersehbaren“ den gebührenden Platz bei der Bildung der Individualität ein. Daraus ergibt sich der Schluss: „Das Individuum ist biologisch durch die neuronale Plastizität zur Freiheit bestimmt“. Durch die neuronale Plastizität kann die Psychoanalyse mit den Neurowissenschaften verknüpft werden. Der Kinderpsychiater und Psychoanalytiker Fr. Ansermet und der Neurowissenschaftler P. Magistretti stellen enge Beziehungen zwischen der „synaptischen und der psychischen Spur“ fest und stellen die neuronale Plastizität in das Zentrum der Argumentation.

Die neuronale Plastizität ist insbesondere in Verbindung mit Lern- und Gedächtnisprozessen untersucht worden. Bei den neuronalen Schaltkreisen handelt es sich um die Fähigkeit der Neuronen, ihre Wirksamkeit zu verändern, mit der sie Informationen übertragen. Die neuronale Plastizität ist eine biologische Wirklichkeit, die zugleich die Grundlage für die Vorstellung von der Einmaligkeit des Subjekts bildet. Der englische Neurobiologe Robert Turner hat dies wie folgt ausgedrückt: „We never use the same brain twice“ (Wir gebrauchen nie zweimal dasselbe Gehirn). Man kann in Verbindung mit der neuronalen Plastizität drei Arten von Spuren unterscheiden: Es gibt Spuren, die unmittelbar bewusst sind oder bewusst gemacht werden können, es gibt weiter Spuren, die sich dem Bewusstsein sekundär durch Mechanismen der fortgesetzten Assoziation entziehen und dadurch zu einer Diskontinuität zwischen Wahrnehmung und Spur führen und es gibt solche Spuren, die unmittelbar und auf Antrieb unbewusst sind. An der Schnittstelle zwischen äußeren Reizen und somatischen Reaktionen sowie der Reaktivierung von unbewussten Spuren spielt die Amygdala (Mandelkern) im menschlichen Gehirn eine entscheidende Rolle. Die Amygdala ist eine wesentliche Schnittstelle zwischen der Wahrnehmung der äußeren Wirklichkeit, der Bestimmung somatischer Zustände und der Funktionsweise

des Arbeitsgedächtnisses. Die in der Amygdala aufgezeichneten Spuren bilden das Substrat für die unbewusste innere Wirklichkeit. Sie bilden die Grundlage für die verschiedenen Szenarios von Phantasievorstellungen. Die Schlussfolgerung lautet: Die unbewusste innere Wirklichkeit moduliert die Wahrnehmung der äußeren Wirklichkeit und führt daher zu einem stark individualisierten und für jede Person einzigartigen Beurteilungs- und Handlungsprozess. Die beiden Autoren stellen fest: „Wenn diese innere Wirklichkeit nicht existierte, würden wir wahrscheinlich sehr einheitlich handeln, vielleicht nicht bloß reflexhaft und automatisch, denn die kognitiven und emotionalen Erinnerungen, die für die Erfahrung jedes einzelnen charakteristisch sind, wären ebenso einzigartig, aber doch weniger verschiedenartig und kreativ. Tatsächlich ist es gerade diese unbewusste innere Wirklichkeit, die aus uns einzigartige Wesen macht“. Man kann also berechtigt sagen: „Jeder hat sein eigenes Gehirn!“ und jeder hat auch seine eigene unbewusste innere Wirklichkeit. Der Zugang dazu erfolgt über die „analytische Arbeit“. Die neuronale Plastizität hat weitreichende Konsequenzen für das Wahrnehmen, Fühlen, Empfinden und Denken des Menschen und damit auch für das Lernen und Behalten. An dieser Stelle kann auf ein anderes neues Werk zur „Neuro-Psychoanalyse“ von K. und M. Solms (Klett Stuttgart, 2003)

aufmerksam gemacht werden. Die Neuro-Psychanalyse eröffnet eine neue Sichtweise zwischen Tiefenpsychologie und Neurowissenschaften. Es geht um ein komplettes Mosaik von neurogenen Syndromen der Persönlichkeit. In diesem Mosaik spielen die Beziehungen zwischen Kognition, Motivation und Emotion eine Schlüsselrolle.

**Gottfried Kleinschmidt**